



Backofen mit frischem Brot



Raufholen des Weins



Kloster Nekresi hoch über dem Alazanital



Georgisches Banket mit etwas steifem Schweizer Gast



Festung und Kirche von Gremi



Eine der vielen Begegnungen mit Schafherde

Der georgische Hund

Hunde gibt es viele in Georgien. Kaum als Haustiere, sondern freilebend oder als Hirtenhunde. Die Hirtenhunde sind gross und stark, haben lange Zähne und wissen, wie man zupackt. Die freilebenden halten sich entlang der Strassen oder an Orten auf, wo es etwas zu fressen gibt. Sie sind zwar in der Regel nicht so gross wie die Hirtenhunde, aber gemäss Darwin überleben auch bei ihnen die tüchtigsten.

Über Land sind Begegnungen zwischen Velofahrenden und Hunden häufig und für erstere mit einer erhöhten Adrenalinproduktion verbunden. Gemäss dem Sprichwort kommt selten ein Unglück, sprich Hund, allein. Angezogen durch das Knurren und Gekläffze, ist bald ein ganzes Rudel beisammen und nimmt sich der Reisenden auf zwei Rädern an. Kein Wunder, ist diese Fortbewegungsart in Georgien doch sehr selten.

Meist verlaufen solche Begegnungen harmlos. Teilweise können sich diese Auseinandersetzungen jedoch über längere Zeit hinziehen und führen zum Einsatz von Wanderstöcken und Steinen als Wurfgeschosse. „Glücklicherweise“ sind viele der Strassenhunde durch Verletzungen behindert, die sie bei Zusammenstössen mit Autos erlitten haben, und so wird ihre Abwehr etwas einfacher.

Von einem Deutschen haben wir gehört, der vor ein paar Tagen bei der Tankstelle oberhalb von Signaghi gebissen wurde. Zum Glück gibt es in Gurjaani ein Spital, wo er sich gegen Tollwut impfen lassen konnte.



... und es gibt auch solche, nämlich Freunde.

Gombori Pass, Einfahrt nach Tbilissi

Mit 90 km und 1250 Höhenmetern war das ein langer, anstrengender Tag! Doch das Wetter war gut, d.h. kein Regen, der Verkehr nur mässig, die Fahrer rücksichtsvoll und die Strasse ganz neu gebaut mit schön glattem Asphalt. Es war herrlich, durch die farbigen Herbstwälder zu fahren.

Mittagspause machten wir bei einer imposanten Staumauer. Wir hatten beschlossen, eine richtige Suppe zu kochen, und waren schon dabei, uns auf einer Bank am Strassenrand einzurichten. Ein Mann kam und machte uns auf einen Tisch unter einem Baum ganz in der Nähe aufmerksam. Dort stellten wir den Kocher auf, kochten uns eine Suppe, in welcher wir eine Büchse Erbsen wärmten (das einzige Gemüse, das wir im vorherigen Dorfladen fanden). Dazu assen wir Brot und Käse (noch immer Proviant vom Pankisi-Tal!). Die ganze Zeit beobachtete uns ein ganz friedlicher grosser Schäferhund. Er bekam ab und zu etwas Brot von uns. Bald gesellte sich ein verlegen, doch freundlich lächelnder junger Mann vom nahegelegenen Haus zu uns. Wieder einmal fehlten uns die Worte, um uns zu verständigen. Wir offerierten ihm von unseren Guetzli und schenkten ihm einen Getreidestengel aus der Schweiz. Er blieb die ganze Zeit mit uns am Tisch sitzen, beobachtete uns aufmerksam und streckte bewundernd den Daumen in die Höhe, nachdem wir alles zusammengeräumt, den Kocher zerlegt und wieder in der Pfanne versorgt hatten. Beim Verabschieden nahm er ein hölzernes kleines Kreuz, das er unter dem Hemd trug, hervor, schaute zum Himmel und gab uns zu verstehen, dass er uns Glück und Segen auf den Weg wünsche.

Nach dieser Stärkung waren die folgenden Steigungen viel leichter zu bewältigen. Doch noch stand uns nach dem ersten richtigen Pass eine weitere Feuertaufe bevor: Die Einfahrt in die 1,5 Mio.-Stadt Tbilissi und das Auffinden von Dodos Guesthouse. Es war schon am Einnachten. Reto fuhr ruhig und sicher voraus, wandte sich immer mal wieder an Passanten mit „Marjanishvili...?“ und erhielt so die richtige Richtung. Es war dunkel und die ersten Tropfen fielen, als wir bei Dodo eintrafen.



Bekanntschaft beim Mittagessen



Reto beim Einkaufen



Eine der unzähligen Burgen in Georgien

Der diskrete Charme eines ehemals sowjetischen Kurorts

Dodo hat eine gute, sympathische Bewertung im „Lonely Planet“ (Reiseführer) und das Haus ist zentral in Nähe einer Metrostation gelegen. Für uns ist ideal, dass wir bei ihr eine Art Basislager einrichten konnten. Alles, was zuviel oder unnütz ist, bleibt in einem grossen schwarzen Stoffsack bei ihr in einem Schuppen im Hof.

Wir planen unsere Weiterreise und entscheiden uns für Borjomi und Vardzia. Zuerst wollten wir einen Teil der Strecke mit dem Zug zurücklegen und dann mit dem Velo weiterreisen. Doch wir entscheiden uns in Anbetracht des schlechten Wetters (Regenschauer, Platzregen, Abkühlung) für die Fahrt mit einer Marshrutka. In Borjomi sind wir im Guesthouse von Marina einquartiert. Sie ist äusserst freundlich und aufmerksam und sehr hilfreich. Wir fühlen uns von Anfang an wohl in ihrem Haus. Sie schaltet gleich eine elektrische Heizung in unserem Schlafzimmer ein und bringt uns zusätzliche Wolldecken.

Borjomi ist bekannt für seine Mineralquellen und war während der Zeit der Sowjetunion sehr beliebt als Ferienziel. Es ist auch Ausgangspunkt für Trekkings im nahen Nationalpark. Für grössere Wanderungen sei es leider bereits zu kalt, sagt man uns bei der Touristeninformation. So streifen wir durch Borjomi und bestaunen die bunten, vielfach heruntergekommenen Holzhäuser aus der Zarenzeit. Meist sind sie zweistöckig, haben reich verzierte Balkone und spitze Giebeldächer. Eine besondere Sehenswürdigkeit ist der monumentale Bahnhof, der aus den Zeiten von Borjomi stammt, als noch riesige Touristenströme per Zug hier eintrafen. Es ist eines der wenigen renovierten Gebäude der Stadt, jedoch völlig leer und verlassen. Heute verkehren pro Tag noch zwei Züglein nach Tbilissi. Im Gebäude hängt in einem Holzkasten immer noch der Fahrplan mit all den Destinationen in der Sowjetunion, die früher einmal bedient wurden. In der riesigen Wartehalle stehen einsam zwei Holzbänke, jede mit einer Wolldecke versehen.

Wir scheinen die einzigen ausländischen Gäste in diesem Touristenort zu sein. In den Restaurants, wo wir essen, sind wir jeweils völlig allein und von einer Überzahl – meist stummem, teilnahmslosem – Servicepersonal umgeben. Kurioserweise verfügen diese Restaurants über mehrere Séparés, welche durch Holzwände und Vorhänge abgetrennt sind.



Villa in Borjomi



Halle des stillgelegten Bahnhofs von Borjomi



Villa in Borjomi

Die Höhlenstadt von Vardzia

Am zweiten Tag unseres Aufenthaltes in Borjomi fahren wir mit einem Taxi zu den Felsenhöhlen von Vardzia. Diese liegen etwa 100 km südlich von Borjomi, schon fast an der Grenze zur Türkei. Taxifahren tönt für schweizerische Verhältnisse immer noch etwas Luxuriösem. In Georgien jedoch sind solche Fahrten sehr günstig. So kostete uns dieser Tagesausflug ca. 40 Franken.

Unterwegs bestaunen wir eine geheimnisvolle Burg im sich lichtenden Morgennebel.

Vardzia war ursprünglich als Einsiedelei für Mönche gedacht, welche in Höhlen einer fast senkrechten, etwa 500 m hohen Felswand hausten. Unter der legendären Königin Tamara wurde die Anlage anfangs des 13. Jahrhunderts zu einem Zufluchtsort vor feindlichen Truppen ausgebaut. Sie bot Schutz für bis zu 50'000 Bewohner der Umgebung. Nur schon diese Vorstellung war uns Grund genug für einen Besuch. Heute ist von dieser Anlage nur noch ein kleiner Teil übrig geblieben, da ein Erdbeben vor 200 Jahren vieles zerstörte. Dennoch sind die Reste des Höhlensystems, welches intern durch unzählige Gänge und Treppen verbunden sind, sehr eindrucklich. Auch ein Teil der Wasserversorgung blieb erhalten. Das Quellwasser wird als „Tamaras Tränen“ bezeichnet und die Besucher werden eingeladen, davon zu trinken. Ein gut erhaltenes Fresko in der Felsenkirche zeigt die Stifterin Tamara mit ihrem Vater, König Giorgi III. Sie war 18, als ihr Vater sie als seine Erbin legitimierte, und 24, als sie nach seinem Tod Königin wurde.



Festung Khertvisi im Morgennebel



Felsenstadt Vardzia



Tamar mit Vater König Georgi III



Rosa Maria im Labyrinth von Vardzia



Königin Tamar

Mit dem Zug nach Bakuriani durch die herbstlichen Wälder

Von Borjomi nach dem etwa 800 m höher gelegenen Bakuriani gibt es eine Verbindung mit einem schnuggeligen Züglein. Die Schmalspurlinie führt in unzähligen Windungen durch Weideland und lichte Mischwälder. Ende Oktober strahlen die Bäume in leuchtender, herbstlicher Farbenpracht. Das beschauliche Fahrtempo, das etwa unserer Geschwindigkeit mit dem Fahrrad entspricht, lässt uns diese Schönheit ausgiebig und in aller Ruhe genießen.



Herbstwald auf dem Weg nach Bakuriani



Schlängelnde Bahnstrecke



Blick aus dem Fenster in Linkskurve



Herbstwald auf dem Weg nach Bakuriani



Blick aus dem Fenster in Rechtskurve



Herbstwald auf dem Weg nach Bakuriani



Herbstwald auf dem Weg nach Bakuriani



Regenbogen auf dem Rückweg von Bakuriani

Chogias Mindi in Chevsureti

Die Erzählungen von Vasha Pshavela, welche uns schon zum Besuch des Pankisitals bewogen haben, locken uns auch nach Chevsureti im Hohen Kaukasus. Die Chevsuren hatten bis ins 19. Jahrhundert recht kriegerische Sitten und befanden sich im ständigen Kampf mit Volksgruppen von der anderen Seite des Kaukasus. Man klaute sich gegenseitig das Vieh (und ab und zu auch Frau und Kinder) und befand sich in einer endlosen Schlaufe von Rache und Vergeltung für vergangene Taten. Die überlebenden Verwandten hatten die Pflicht, Morde an ihren Angehörigen zu rächen. Dabei schlug man dem ermordeten Gegner die rechte Hand ab und hängte die Trophäe an die Hauswand. Der Aberglaube besagte, dass sich so der Tote nicht aus dem Jenseits rächen konnte. Im Kampf trugen die Chevsuren Helm und Kettenhemd. Was einen noch höheren Stellenwert als die Rache hatte, war die Pflicht zur Gastfreundschaft, die auch den Feinden gewährt werden musste. In Pshavelas Epos „Chogias Mindi“ wird erzählt, wie Mindi erfolglos versucht, aus diesem Kreislauf auszubrechen. Er bricht mit der Tradition und zahlt mit seinem Leben. Dieses rudimentäre Wissen über die Chevsuren war für uns Grund genug, uns die Nachfahren dieser Krieger aus der Nähe anzusehen, und so radeln wir los in Richtung Hoher Kaukasus.

Um uns die Ausfahrt aus dem chaotischen Tbilissi zu ersparen, beschliessen wir, unsere Fahrräder für das erste Stück des Weges auf den Zug zu verladen. Als wir in der Morgendämmerung auf dem Bahnhof eintreffen, ist der Zug jedoch bereits voll belegt und die mitreisenden Polizisten, die in allen Metrostationen und Zügen auffällig präsent sind, verwehren uns anfänglich den Zutritt. Wir lassen uns nicht beirren und hieven die voll gepackten Räder in den Zug. Glücklicherweise sind die alten Wagons grosszügig dimensioniert, so dass wir die Velos im Mittelgang zwischen den Sitzreihen abstellen können, ohne die Mitreisenden und ambulanten Händlerinnen und Händler stark zu behindern. In der nächsten grösseren Stadt, Mtskheta, wollen wir aussteigen, doch wir täuschen uns und steigen eine Station zu früh aus. Diese liegt im Niemandsland. Vom langen Bahnsteig und dem zerfallenen Bahnhäuschen finden wir erst nach langem Suchen einen Trampelpfad, der uns durch Gebüsch auf eine Strasse führt. Von hier können wir die Fahrt aus eigener Kraft fortsetzen.

In Mtskheta, der alten Hauptstadt von Georgien, machen wir einen ersten Halt. Wir haben diese vielgerühmte Stadt bereits auf der Rückreise von Borjomi besucht. Jetzt in der Früh sind praktisch keine Leute auf der Strasse, und wir können uns nochmals ungestört umschaun. In der Nähe des wichtigsten Kirchenkomplexes treffen wir auf einen alten Mann. Er möchte uns verzweifelt etwas erklären. Er versucht es auf georgisch und russisch. Als er erkennt, dass wir nicht verstehen, ringt er verzweifelt nach französischen Worten, findet sie jedoch nicht. Zuletzt nimmt er unsere Hände, küsst sie und erbittet uns mit Blick auf das nahe Heiligtum den Segen des Himmels. Wir sind tief gerührt.

Auf der georgischen Heeresstrasse geht's dann in nördlicher Richtung eben aus weiter bis zur Zianvali-Staumauer. Dort zweigt die Strasse nach Chevsureti ab und unser Puls verdoppelt sich, da es jetzt steil beraufwärts geht. Wiederum sind wir von wunderschönen Herbstwäldern umgeben, die uns die Anstrengung ein wenig vergessen machen. Manchmal sind wir vom Anblick so überwältigt, dass wir eine Pause einlegen und nur noch staunen. Ab und zu begen uns Alpbazüge von Schafen oder Kühen. Es ist ein besonderes Gefühl, sich von einem Meer von Schafen umströmen zu lassen. Der kritische Moment kommt dann gewöhnlich am Ende der Herde, dort trotten die riesigen Herdenhunde hinterher. Es sind Gewaltshunde, die Ohren wie Bären haben. Zum Glück sind gewöhnlich auch Schäfer dabei, welche den Appetit der Hunde nach unseren Velofahrerwädli zurückbinden. Die Kuherden

sind uns in dieser Beziehung bedeutend lieber, da sie gewöhnlich ohne Hunde unterwegs sind. Eine georgische Kuh ist wahrscheinlich den Urahnen dieses Tieres viel ähnlicher als eine schweizerische: Sie ist viel kleiner, schätzungsweise nur etwa halb so schwer und hat noch Hörner wie eine richtige Kuh.

Von Barisakho aus kündigen wir uns in einem Gemisch aus Georgisch und Englisch telefonisch im Guesthouse von Shota Arabuli an. In Korsha angekommen, warten wir erst einmal eine halbe Stunde, und als Shota und seine zwei Söhne ankommen, fühlen wir uns gar nicht willkommen. Wir wissen nicht einmal, ob wir am richtigen Ort sind und bleiben können. Die Leute scheinen uns zu ignorieren. Von der sprichwörtlichen chevsuretischen Gastfreundschaft ist nichts zu spüren. Als dann glücklicherweise die Frau des Hauses – schon wieder eine Marina - eintrifft, wird die düstere Atmosphäre etwas aufgehellt, und wir können unser Zimmer im ungeheizten Nachbarhaus beziehen. Marina ist Direktorin der Schule des Tales und spricht ein wenig Englisch. Da für den nächsten Tag noch gutes Wetter angekündigt ist, versuchen wir einen Transport nach Shatili und Mutso zu organisieren. Für die Fahrt mit dem Fahrrad über den 2900 m hohen Pass, welcher Shatili mit Korsha verbindet, fehlt uns leider der Mut, umso mehr als wir auch wieder über den Pass zurück müssten. Für zwei mal gut 100 km mit jeweils 1500 Höhenmetern auf Naturstrasse sind wir (noch) nicht fit genug. So lassen wir uns vom Sohn unserer „Gastgeber“ gegen Bezahlung im Jeep kutschieren. Vorbei an Wehrtürmen welche der Bevölkerung bei Gefahr Schutz boten, führt eine immer steiler werdende Strasse Richtung Pass. Auf den Hintersitzen des Jeeps schweben wir irgendwo zwischen Sitz und Himmel des Fahrzeugs. Oben angekommen, stellen wir mit Erleichterung fest, dass der angekündigte Schnee wieder geschmolzen ist. Gleich steil wie rauf, führt die Strasse auf der anderen Seite des Passes wieder runter. Nach etwa drei Stunden Fahrt erreichen wir Shatili. Das Dorf liegt an einem Berghang, und die mehrgeschossigen Steinhäuser sind so angeordnet, dass sie eine Festung bilden. Untereinander sind die Häuser mit Brücken aus Knochen verbunden, um der Bevölkerung auch bei einer Belagerung den Wechsel von einem Haus zum anderen zu ermöglichen. Heute ist dieser Dorfteil nicht mehr bewohnt, die früheren Bewohner – ein paar wenige Familien - wurden in neu erstellte Häuser umgesiedelt. Von Shatili geht's anschliessend weiter nach Mutso. Auch dieses ist ein Wehrdorf. Durch seine Lage hoch oben auf einem Felsturm wirkt es noch geheimnisvoller und fast geisterhaft. Würden wir den Weg in gleicher Richtung fortsetzen, gelängen wir doch noch in unser ersehntes Tusheti – aber dazu ist es zu spät im Jahr, und der Weg wäre auch für einen Jeep unpassierbar. Beim nächsten Mal werden wir's auf irgend eine Geissart versuchen! Die Rückfahrt nach Korsha verläuft gleich holprig wie die Hinfahrt: Von all den Schlägen durch die Bocksprünge des Jeeps sind wir völlig weichgeklopft und froh, dass uns nicht alle Plomben aus den Zähnen gefallen sind.

Am Abend zeigt uns Shota das Museum, das er in einem Turm neben dem Haus eingerichtet hat. Es ist sehr eindrücklich, wie viele alte Fotos, Dokumente, Gebrauchsgegenstände und Waffen er zusammengetragen hat. Viele Kleider sind darunter, handgewebte schwarze Wollstoffe mit farbigen Streifen und kunstvoll bestickten Bordüren. Leuchtend weisse, rote, gelbe Kreuze und Sterne sind die wichtigsten Ornamente. Ausgestellt sind auch unzählige bunt gemusterte Socken und Kniestrümpfe.

In einem [Buch über die Poesie aus den Bergen](#) Georgiens finden sich Hinweise auf die Kultur und Eigenart der Chewsuren, u.a. auch über den Maler Shota, bei dessen Familie wir wohnten, ebenso über den Dichter Vasha Pshavela, auf den wir immer wieder stossen. Besonders schön ist auch die Beschreibung der gestickten und gestrickten Ornamente, die Bedeutung der Farben, Sterne und Kreuze. („... wenn du diese dunklen Farben der Chewsuren anschaust, bekommst du ein Gefühl für die chewsurischen Frauen, welche nicht

einmal weinen durften, wenn sie ein Kind verloren. Es wäre eine Schande; es würde einen Mangel an Stärke offenbaren ...“)

Wir werden nie erfahren, wie die Haltung dieser Gastgeber uns gegenüber wirklich war. Abweisend? Ablehnend? Desinteressiert? Zurückhaltend? Scheu? Selbstbewusst? Arrogant? In keinem anderen Ort haben wir diese Unsicherheit unserer Gefühle stärker empfunden als in Korsha. Obwohl wir uns sehr auf dieses weit abgelegene und nur schwer zugängliche Tal gefreut hatten, waren wir nicht unglücklich, es wieder zu verlassen. Vielleicht begegnen uns beim nächsten Mal in Chewsureti Menschen, die wir besser verstehen, so wie wir im restlichen Georgien so oft Frauen und Männern begegnet sind, die uns mit ihrer überwältigenden Grosszügigkeit und Gastfreundschaft beeindruckt haben.



Auf der Suche nach einem Ausgang



Der Mann der uns segnete



Georgische Kühe auf dem Weg ins Tal



Velofahrer auf dem Weg nach Chevsureti



Velofahrerin auf dem Weg nach Chevsureti



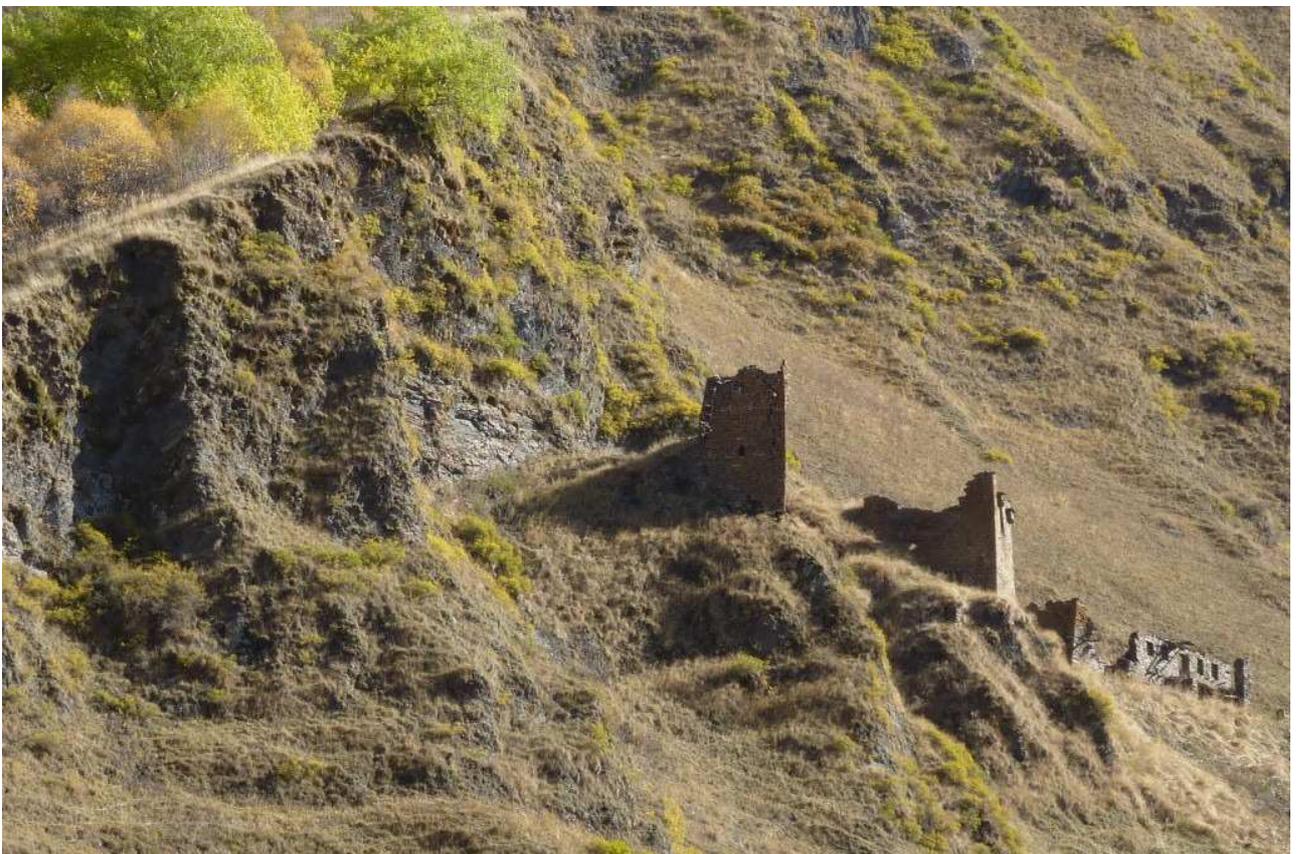
Wälder in Chevsureti



Berge des Hohen Kaukasus



Strasse zum 2900 m hohen Datvis-Jvari Pass



Wehrtürme am Rande der Strasse nach Shatili



Wehrdorf Shatili



Wehrdorf Mutso



Chevsuretische Muster



Alte chevsuretische Kleider

Didi Kawkaz, der Hohe Kaukasus

Um nach Kazbegi nahe der russischen Grenze zu gelangen, müssen wir in südlicher Richtung von Chevsureti zurück auf die georgische Heeresstrasse und dann wieder nordwärts über den knapp 2400 m hohen Kreuzspass (Jvari) an unseren Zielort.

So geht's anfänglich gemütlich bergabwärts. Vom andauernden Regen der vergangenen Nacht sind die vielen Schlaglöcher der Naturstrasse zu grossen Pfützen mutiert. In rhythmischem Slalom kurven wir dem sich aufhellenden Horizont entgegen. Immer noch sind viele Viehherden auf dem Weg von den Bergen ins Tal unterwegs.

Auf einer langen Geraden passieren wir eine kleine Schafherde und sehen kurz nachher an ihrem entfernten Ende einen weissen Fleck, der schon die nächste Herde andeutet. Doch dann löst sich etwas von dieser Herde und es stürmen uns unter wildem Gebell etwa 10 dieser riesigen kaukasischen Herdenhunde entgegen. Wegen der Distanz können wir rechtzeitig unsere Velos nach chevsurischem Vorbild zu einer v-förmigen Festung formieren und uns dahinter verschanzen. Etwa 20 m vor uns bleiben die Hunde stehen, machen dann rechts um kehrt und rennen zu ihrer Herde zurück. Als wir schon aufatmen und uns überlegen, wie wir je an dieser Hundemeute vorbeikommen, setzen sie zum zweiten Angriff an. Zu unserem grossen Glück hat in der Zwischenzeit die bereits passierte kleine Herde zu uns aufgeschlossen und der begleitende Hirte kommt uns mit einem übermannshohen dicken Stock zu Hilfe. Unter massiver Androhung von Prügeln für die Hunde begleitet uns der Hirte bis zur deren immenser Herde, und als wir dann inmitten der Hunderte von Schafen sind, verlieren die Hunde ihr Interesse an uns. So können auch wir uns langsam wieder entspannen und das Bad in den uns umgebenden Tieren geniessen. Vor allem die Schafsböcke mit ihren komisch verdrehten Hörnern erinnern an archaische Fabelwesen.

Wir erreichen die asphaltierte Heeresstrasse unterhalb des Zianvali-Staussees, wo's gleich wieder 300 m bergaufwärts auf das Niveau des Sees geht. Am Ende des Staussees statten wir der herrlich gelegenen Festung Ananuri einen kurzen Besuch ab - wieder ein Zeichen für die quasi permanente Bedrohung dieses Landes durch vorbeiziehende fremde Heere oder Banden.

Gegen Eindunkeln suchen wir uns ein Plätzchen für unser Zelt. An einem Fluss fernab von der Heeresstrasse finden wir einen geeigneten Ort. Während Rosa Maria kocht, stelle ich das Zelt auf und beginne, unsere Matten und Schlafsäcke bereit zu machen. Als wir mit dem Essen anfangen, ist es bereits dunkel. Dann hören wir ein lauter werdendes Geräusch und es kommt auf dem schmalen Weg ein grosser Lastwagen ohne Licht auf uns zugefahren. Neben dem Zelt bleibt er kurz stehen und fährt dann weiter und durchquert hinter unserem Zelt den Fluss. Kurze Zeit später kommen zwei grosse Off-Roader angefahren, passieren unseren Zeltplatz und fahren dann in gleicher Richtung wie der Lastwagen weiter. Auf der anderen Seite der Furt bleiben sie stehen und lassen weiter ihre Scheinwerfer brennen. Wir spekulieren, was wohl das geheimnisvolle Tun soll und machen uns langsam zum Schlafen bereit. Da kommen die beiden Off-Roader zurück und bleiben neben dem Zelt stehen. Ein Mann fragt uns auf Englisch, ob wir schon den ausgezeichneten georgischen Cognac versucht hätten. Da wir befürchten, das Ganze würde sich zu einem (etwas unheimlichen) Saufgelage ausarten, bekunden wir unser Desinteresse. Schlussendlich bringt uns dann der Mann doch noch zwei Plastikbecher mit einem wahrlich ausgezeichneten Cognac. Dann fahren sie davon. Weil der Lastwagen immer noch nicht zurückgekehrt ist und wir seinem Fahren ohne Licht nicht ganz trauen, signalisieren wir das Zelt mit dem blinkenden Rücklicht von Rosa Marias Helm und verkriechen uns ins Zelt. Spät in der Nacht hören wir dann, wie der Lastwagen den Weg neben unserem Zelt passiert.

Am nächsten Morgen fahren wir auf anfänglich leicht ansteigender Asphaltstrasse weiter Richtung Kazbegi. Am Strassenrand hat es viele Verkäufer, die wunderschöne Äpfel und selbstgemachtes Handwerk verkaufen – beim geringen Verkehr kaum ein sehr lukratives Unterfangen. Rosa Maria jedoch lacht das Herz, und sie macht einen Grosseinkauf des heissgeliebten Obstes. Etwa nach 40 km von unserem Nachtlager beginnt dann der Aufstieg zum Jvari-Pass. In immer steiler werdenden Windungen geht es bergaufwärts. Als wir bei einem Brunnen am Strassenrand einen kurzen Halt machen, gesellt sich ein kleiner junger Hund zu uns. Wir fahren weiter, doch er folgt uns, was bei unserem Kriechtempo auch mit seinen kurzen Beinchen ein Klacks ist. Nach einem Stück Weges beginnen wir dann mit Versuchen, den Hund zur Umkehr zu bewegen. Lieb zureden, drohen, Futter am Wegrand auslegen und kurze „Sprints“ führen alle nicht zum Erfolg. Rosa Maria versucht dann den Hund einer vorbeifahrenden Polizeipatrouille anzudrehen, aber die bringen kein Verständnis auf und erledigen das Problem mit „no problem“-Sprüchen. Und so folgt uns der Hund immer höher den Pass hinauf. Auf etwa 1700 m Meter kommen wir wieder in bewohntes Gebiet. Das heisst gleichzeitig auch, dass es wieder vermehrt Hunde hat. Unser kleiner Begleiter hat durch unsere mittlerweile gefestigten Bande gewaltig an Selbstvertrauen gewonnen und bellt alles, was nach Hund aussieht, kräftig an, unabhängig wie nah oder fern die Artgenossen sind. Kommen sie dann näher, verkriecht er sich hinter uns und überlässt es uns, die Scharmützel auszubaden. Irgendwann wird es mir zu bunt, und als ich ein Guesthouse am Strassenrand entdecke, weigere ich mich weiterzufahren. Als wir uns im Haus einquartieren, bleibt unser Begleiter beharrlich bei uns und lässt sich auch durch Schläge mit einem Besen nicht aus dem Hof vertreiben. Erst als unsere Hausherrin kräftig mit einem Stock auf den kleinen Hund einschlägt, beginnt er sich von uns zu trennen. Es bricht uns fast das Herz zu sehen und hören, wie er leidet, und wir fühlen uns sehr mies, dass wir keine anständigere Lösung finden.

Angesichts des Nieselregens können wir uns am nächsten Tag erst nach einigem Zaudern entscheiden, weiterzufahren. Der kleine der Hund ist glücklicherweise nicht mehr in der Nähe. Es bleibt uns noch ein Aufstieg von etwa 500 m bis zum Pass – bei unserem Vortagespensums und der Steilheit des heutigen Abschnitts eine echte Herausforderung. Als wir dann oben ankommen, sind wir glücklich und stolz, dass wir nicht aufgegeben haben.

Auf dem Pass befindet sich ein neu erstellter Friedhof für deutsche Kriegsgefangene. Warum sie dort begraben sind, stand nirgends - wahrscheinlich sind sie beim Bau der Strasse umgekommen.

Nachher geht's dann locker Richtung Kazbegi, das ca. 700 m tiefer liegt. Kazbegi ist berühmt durch die umgebenden Berge, die zu den höchsten des Hohen Kaukasus gehören. Es ist auch Ausgangspunkt für mehrtägige Trekkings. Wir bescheiden uns mit dem Besuch der als Fotosujet sehr bekannten Gergeti-Kirche, die sich malerisch auf dem Gipfel eines Berges befindet und sich vom Hintergrund des knapp 5000 m hohen Mount Kasbeg abhebt.

Für die Rückreise bedienen wir uns einer Marshrutka. Marshrutkas sind das Rückgrat des öffentlichen Verkehrs in Georgien. Es handelt sich mehrheitlich um ausrangierte Lieferwagen, hauptsächlich aus Deutschland. In deren Laderaum wird die maximale Anzahl von möglichen Sitzen eingebaut, sonst wird alles (inklusive Firmenbeschriftungen auf der Karosserie) im Originalzustand belassen. Da im Innenraum kein Platz für unsere Räder ist, kommen sie aufs Dach und liegen dort übereinander auf dem scharfkantigen Rand des Dachträgers. Zum Glück können wir bei unserem Guesthouse noch ein paar ausgediente Bodenlappen entwenden, um die schlimmsten Berührungsstellen zwischen Rädern und Dachständer ein wenig zu polstern. Da unsere Marshrutka eine Extrafahrt macht - gleichzeitig mit uns fahren ein paar Italiener nach Tbilissi zurück - haben wir auch noch Gelegenheit, die

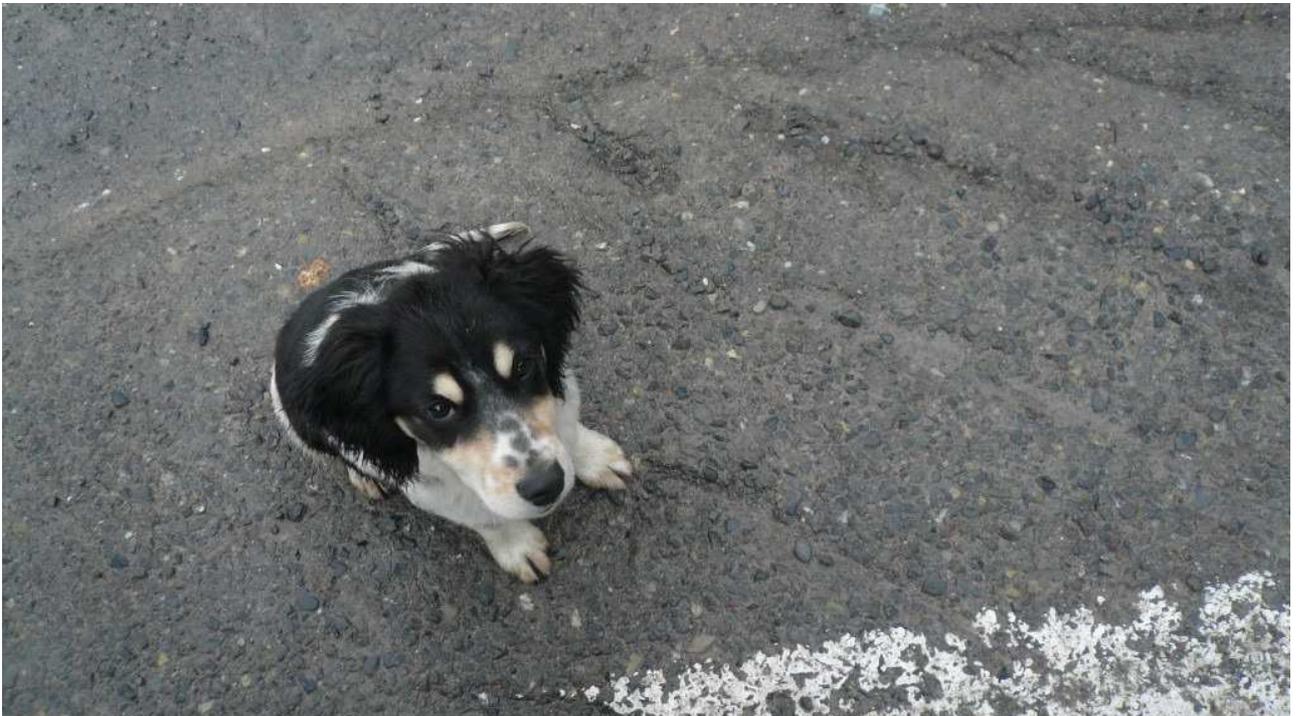
etwas dürftige Befestigung der Velos mit einem dünnen Seil durch eigene Mittel zusätzlich zu verstärken. Gegen Abend fahren wir dann los. Schon kurz nach der Abfahrt beginnt der Fahrer um Vorschüsse auf die Fahrtkosten zu betteln, da kein Benzin mehr vorhanden ist – anscheinend ein chronisches Syndrom der Marshrutka-Fahrer. Bei der einzigen Tankstelle im Tal gibt's dann kein Benzin mehr, aber per Telefon kann jemand organisiert werden, der uns mit einem Kanister voll Treibstoff aus der Patsche hilft. Dank des „privaten“ Charakters der Fahrt bringt uns der Fahrer gegen einen kleinen Aufpreis bis zu unserer gewohnten Bleibe in Tbilissi, wo wir um ca. 20 Uhr eintreffen. Es bleibt uns so eine weitere Nachtfahrt mit dem Velo durch Tbilissi erspart.



Schafherde mit Prachtswidder auf dem Weg ins Tal



Festung Ananuri an der georgischen Heeresstrasse



Unser treue Begleiter beim Aufstieg zum Jvari-Pass



Velofahrer kurz vor dem Jvari-Pass



Stolze Rosa Maria auf dem Jvari-Pass



Gergeti-Kirche mit Berg Kasbeg



Nochmals Gergeti-Kirche auf dem Hintergrund von unbekanntem Bergen des Hohen Kaukasus



Verlad unserer Velos auf Marshrutka nach Tbilissi

Letzte Tage in Tbilissi

Bei Dodo sind wir inzwischen so etwas wie Stammgäste. Wir kennen das Haus an der Marjanishvili-Strasse 38 und auch die Leute, die hier ein- und ausgehen. Im Quartier um die Russisch-Orthodoxe Kirche fühlen wir uns fast schon zuhause. Wir wissen, wo die Bäckerei liegt, in der es den ganzen Tag frisch gebackenes Brot gibt, wo das Angebot an Früchten und Gemüse am schönsten ist. Wir erkennen auch die Bettler und Bettlerinnen wieder, die jeden Tag bei der Metrostation stehen, und die Frauen, die Säcklein mit Zitronen verkaufen oder Streichhölzer und Papiertaschentücher anbieten.

Auf der Strasse ist mir in den letzten Tagen eine Frau aufgefallen, die einen dicken Wintermantel trug. Jetzt taucht sie plötzlich bei uns im Innenhof auf. Laut schimpfend und gestikulierend geht sie auf Dodo los. Dodo will ihr von den Trauben und Kaki anbieten, die im Hof wachsen, um sie abzulenken. Doch nun beginnt die Frau, laut fordernd auf Dodo einzuschlagen. Reto und ich sitzen am Gartentisch und verstehen nicht, um was es geht. Dann kommt Dodos Schwägerin dazu, und beiden zusammen gelingt es, die Frau aus dem Hof zu drängen. Später erfahren wir von Dodo die Geschichte dieser Frau. Sie sei aus Abchasien, der Konfliktregion am Schwarzen Meer, geflohen. Sie habe zusehen müssen, wie ihre Tochter im Krieg zwischen Georgien und der abtrünnigen Provinz getötet worden sei. Seither irre sie umher, suche überall nach ihrer Tochter und sei überzeugt, dass diese irgendwo gefangen gehalten werde. Ein Schicksal, in das wir uns auch ansatzweise kaum einfühlen können.

* * *

Meist gehen wir am Abend ins nahegelegene „Canapé“, einem im Vergleich zu den „normalen“ georgischen Restaurants fast feudalen Café. Wir schätzen die zweisprachige Menükarte mit einer Extraseite für die Vegetarier („Lenten“, was eigentlich „Fasten“ bedeutet). Wir profitieren vom schnellen WLAN, um jeweils unseren Blog zu aktualisieren und Fotos hochzuladen. Hier verabreden wir uns am Dienstag mit Tato, dem Italienisch sprechenden Velofahrer, den wir im Velodrom kennen gelernt hatten. Wir trafen ihn zufällig wieder auf der Rustaweli-Avenue (entspricht etwa der Zürcher Bahnhofstrasse oder dem Limmatquai). Tato arbeitet im Finanzcontrolling des georgischen Staates. Er erzählt uns viel Spannendes über Georgien und kann viele unserer Fragen beantworten. Ich spreche ihn auf den Dichter Pshavela an. Er ist ganz gerührt, als er von ihm spricht. Seine Gedichte seien so schön, dass einem die Tränen kommen, sagt er. Die gleichen Worte haben wir vorher schon von Nata gehört. Eigentlich reagieren alle, die wir auf Pshavela ansprechen, so. Für uns ist es unvorstellbar, dass in der Schweiz jemand mit solcher Begeisterung und mit so vielen Gefühlen auf einen unserer „Nationaldichter“ reagieren würde.

Von den Museen in Tbilissi interessiert uns am meisten das historische Stadtmuseum, das in einer alten Karawanserei untergebracht ist. Beim Betreten des Gebäudes kommen wir ins Träumen und Schwärmen. Wir sehen uns zurückversetzt in Zeiten, in denen auf der Seidenstrasse Händler zwischen Ost und West unterwegs waren. Der Innenhof erinnert an Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. Doch dann kommt die grosse Enttäuschung: Das Museum mit den Tausenden von alten Fotos wird gerade renoviert und ist daher geschlossen. Schon wieder ein Grund, um nach Tbilissi zurückzukehren!

Am Mittwochabend treffen wir Melsi, die Tochter von Nata, die Enkelin von Badi. Mit ihr lernen wir die dritte Generation dieser starken, schönen Frauen aus dem Pankisi-Tal kennen. Sie hat uns Geschenke von zuhause mitgebracht: Maismehl, Baumnüsse und Haselnüsse. Melsi studiert politische Wissenschaften und in ihrer Masterarbeit hat sie sich auf die

Kaukasus-Region spezialisiert. Die Zeit vergeht im Flug. Obwohl uns gut 40 Jahre trennen, hätten wir Stoff für viele weitere abendfüllende Gespräche mit der liebenswürdigen und intelligenten jungen Frau, die zu unserer Erleichterung sehr gut Englisch spricht.

Der Donnerstag ist unser letzter Tag in Tbilissi. Reto hat die Velos wieder sorgfältig verpackt und auch unser restliches Gepäck ist bereit. Doch wo die ca. 5 kg Lebensmittel, die wir aus dem Pankisi-Tal erhalten haben, verstauen? Und wieviel wird uns all das Übergewicht kosten? Wir sind auf Schlimmes gefasst. Aber vorerst freuen wir uns auf ein paar letzte Sternstunden in der Altstadt. Zwischen Sioni-Kathedrale, Synagoge und Moschee befindet sich das alte Badehaus. Nach 850 km im Sattel und der Bewältigung von 10'500 Höhenmetern wollen wir uns richtig verwöhnen lassen. Es ist ein besonderes Erlebnis, unbegrenzt heisses Wasser zur Verfügung zu haben. Es sprudelt unerschöpflich ca. 45° C heiss aus den Mineralquellen Tbilissis. Männer und Frauen haben getrennte Bereiche. Wie Reto erzählt, sind es auch auf seiner Seite mehrheitlich Ältere, welche das Badhaus aufsuchen. Wir gönnen uns eine Massage. Zusammen mit Eintritt, Badetuch und Sandalen kostet das weniger als umgerechnet 10 Franken. Wie neugeboren fühle ich mich nach dem Besuch im Badehaus.

Nach einem letzten Spaziergang durch die Altstadt gehen wir zu „Prospero“, der Buchhandlung mit dem grössten fremdsprachigen Angebot. Ich suche mir ein georgisches Kochbuch aus und male mir aus, wie ich Natas Spezialitäten zuhause ausprobieren werde. Jetzt fehlen nur noch die georgischen Gewürze. Die wichtigsten finde ich in einer Spezereihandlung in der Nähe des Blumenmarktes. Auf dem Rückweg zu Dodo schlendern wir über den Flohmarkt. Wir erstehen ein paar alte Münzen aus Sowjetzeiten und ich freue mich über einen Federhalter mit einer schön ziselierten, vergoldeten Feder. Langsam schleicht sich eine gewisse Melancholie ein, gepaart mit Plänen einer Rückkehr nach Georgien. Doch auch Freude macht sich breit: In weniger als einem Tag sind wir wieder zuhause in unserer Wohnung, können schon bald Familie und Freundinnen und Freunde wiedersehen und all die Vorteile geniessen, die wir - trotz aller Reiselust und ungebrochenem Abenteuergeist - in der Schweiz so geniessen.

Um Mitternacht fährt uns Dodos Schwager mit unserer ganzen Bagage zum Flughafen. Nachdem wir eine Waage gefunden und den grossen Mehlsack zusammen mit einer paar anderen Schwergewichten (Papier...!) ins Handgepäck verstaut haben, stellen wir erleichtert fest, dass wir die Toleranzgrenze von 10% beim Gewicht ganz knapp unterschreiten. Dann schlagen wir die Zeit bis zum Check-In um drei Uhr tot. Der Flug ist um fünf. Diese letzten zwei Stunden verbringen wir mit Schlangestehen vor der Pass- und Sicherheitskontrolle. Man gewinnt den Eindruck, dass die Georgier mit diesen Aufgaben völlig überfordert sind. Als ich endlich dran bin, muss ich mein geliebtes kleines Sackmesser opfern, das sich noch in meiner Hosentasche befand. Mein Fehler! Wir fürchten schon, den Flug zu verpassen. Doch es reicht in letzter Minute. Der Flug mit Zwischenlandung in Warschau wird lange und zermürend. Schlimmer als jeder Anstieg mit dem Velo. Wie gerne würde ich stattdessen nochmals den Kreuzpass hochfahren! Ich habe Kopf- und Nackenschmerzen. In Kloten geht dann alles sehr schnell. Die Velos und unser ganzes Gepäck kommen unbeschädigt an. Wir verfrachten alles in den nächsten Schnellzug nach Winterthur, wo uns ein freundlicher Taxichauffeur nachhause bringt.

So geht unser Georgien-Abenteuer zu Ende. Doch wir träumen schon von unserer nächsten Reise...



Georgisches Landhaus in Tbilissi



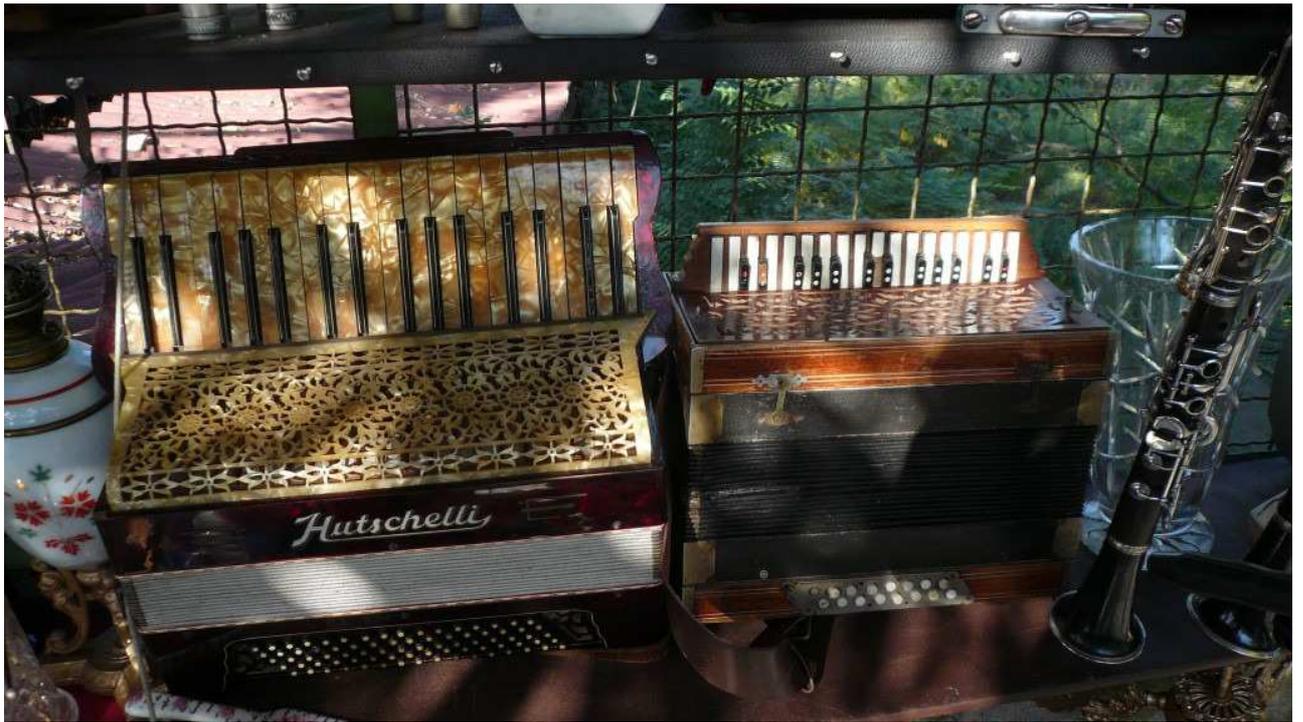
Georgische Kräuter



Gemüseauslage



Georgisches Brot



Auf dem Flohmarkt in Tbilissi



Öffentliches Bad (links) und Moschee (rechts hinten) von Tbilissi



... so wohl fühlten wir uns nach unserem Bad im Badhaus von Tbilissi